

GEORG VON DER GABELENTZ
DAS GELBE GESICHT



Georg von der Gabelentz

Das gelbe Gesicht

Novelle

Aus: Das Leben, Heft 5, hrsg. von Max Krell,
Leipziger Verlagsdruckerei, Leipzig 1925

Bibliothek von ngiyaw eBooks
Transkription von Lars Dangel

Illustration: Pierre-Auguste Renoir, Suzanne Valadon -
La Natte

Das gelbe Gesicht

Der Rittmeister war ein Original. Er hatte eine absonderliche Leidenschaft, er sammelte Gespenster, wie er es nannte, Dinge, an die sich irgendeine spukhafte Erzählung knüpfte, und liebte es, diese seinen Freunden zu zeigen.

Eines Tages besuchte ihn einer seiner einstigen Kameraden. Da führte ihn der Rittmeister vor einen länglichen Kasten und öffnete diesen. Die Wellen eines rotblonden Frauenhaars lagen in ihm, und ein feiner Duft entquoll der Fülle. Vorsichtig, als berühre er eine Kostbarkeit, hob der Rittmeister das Haar heraus, strich zärtlich mit der Hand darüber hin und wendete sich dem Freunde zu.

»Sieh mal dies Haar«, sagte er, »an dieses abgeschnittene Frauenhaar knüpft sich das einzige, wirklich unerklärliche Erlebnis, das mir auf der Suche nach Gespenstern begegnete, und an das ich auch heute nur mit einem gewissen Schaudern denke.

Wir waren mit unserer Abteilung in Kowno. Ich lag dem Hause eines baltischen Altertumshändlers gegenüber in Quartier, und hörte, dass man bei ihm

manch interessantes Stück und eine bildschöne Tochter finden könne. Du weißt, wie man im Kriege zuweilen danach lechzte, nicht immer bloß raue Männer oder alte Weiber, sondern auch endlich einmal eine junge, hübsche Person zu sehen. Ich ging also schon um ihretwillen einmal zu ihm.

Der alte Mann zeigte bereitwillig seine Schätze. Ein saalartiger, halbdunkler Raum schien zu einem Speicher umgewandelt. In ihm standen die verschiedensten Möbel, lagen orientalische Teppiche, häufte sich Porzellan, Glaszeug und ähnliches. Nichts aber lockte mich. Da bemerkte ich durch die offene Tür eines Nebenraumes auf einem Tische über einem türkischen Gebetsteppiche das Bild eines Mannes. Es war nicht gut, nicht schlecht, aber es musste auffallen, da es gleichsam wie auf einem Altar aufgestellt war. Ich fragte, was das zu bedeuten habe. Der Alte erzählte:

Vor einigen Monaten sei eines Tages dieser Mann zu ihnen ins Haus gedrungen und habe erklärt, es sei ihm der Auftrag geworden, ihn, den baltischen Händler als einen der Spionage Verdächtigen zu beseitigen. Alles Schwören, dass er den Deutschen niemals etwas verraten habe, sei nur mit höhnischem Lachen beantwortet worden. Schon hätte der Eindringling die Pistole gespannt und auf ihn angelegt,

da sei seine Tochter Natascha hereingestürzt, habe sich dem Fremden vor die Füße geworfen, und ihre Schönheit sei der Preis für des Vaters Rettung gewesen.

Der Mann sei dann oft zu ihnen gekommen. Er sei ihnen immer unheimlich gewesen. Seine Tochter habe fast gezittert vor ihm, doch hätten sie nicht gewagt, sich ihm zu entziehen. Und der Mann hätte sich in sein Täubchen, in Natascha, verliebt, wahnsinnig verliebt, aber wie ein Pascha sich in seine Sklavin verliebt. Sie habe ihm vortanzen müssen, in bunte Schleier gehüllt, habe ihn küssen, ihn liebkosen müssen.

Manchmal habe Natascha gemeint, der Mann sei eigentlich wirklich wahnsinnig; so habe er ihr eines Tages sein Bild gebracht, selbst so aufgebaut zwischen brennenden Lichtern und ihr erklärt, sie werde sterben müssen, wenn sie je neben ihm einen andern Gott habe.

Endlich seien sie von ihm befreit worden. Er sei einmal fortgeblieben und bis heute nicht wiedergekehrt. Niemand wisse, ob er noch lebe, ob er irgendwo getötet worden sei. Das letztere sei wahrscheinlich. Die Revolution fräße ja so viele Menschen.

So berichtete mir der Alte.

Das Bild hatte einen merkwürdig lebendigen Ausdruck in den Augen. Je länger ich hinsah, je mehr schienen mir diese unheimlichen Augen zu sehen. Sie standen etwas schräg im Kopf, und die Gesichtsfarbe des Gemalten war auffallend gelb, so dass man annehmen musste, dass dieser Mann tatarisches, vielleicht sogar chinesisches Blut in den Adern hatte.

›Er war wirklich ganz vernarrt in Natascha‹, erzählte der alte Mann, ›und liebte nichts mehr als ihr Haar. Stundenlang konnte er damit spielen, wenn sie gehorsam, und doch innerlich widerstrebend, sich an ihn schmiegte. Sie folgte ihm auf den Wink, küsste sogar kniend sein Bild, wie man ein Heiligenbild küsst, wenn er es befahl. Denn wir fürchteten uns vor seiner Gewaltsamkeit, seiner Leidenschaft und dem langen Messer, das er immer bei sich trug. Geduldig ließ mein Täubchen seine rauen Fäuste in ihrem Haar wühlen und mit ihren Gliedern spielen, damit er nicht Schlimmeres anrichte. Die Zeiten waren schrecklich.‹

Das alles machte mich neugierig, Natascha kennenzulernen. Ich bat den Alten, er möge sie rufen; sie müsse sehr schön sein, wenn sie die gelbe Bestie so habe anlocken können.

Der Händler lächelte stolz und rief seine Tochter. Natascha war wirklich ein bildhübsches Geschöpf, zart

und schlank und dunkeläugig. Das Schönste an ihr war aber ihr Haar, es floss an ihren Schläfen goldig, wie sonnenbeleuchtetes Herbstlaub und hauchte jenen zarten, erregenden Wohlgeruch aus, den Frauenhaar haben kann.

Wir plauderten eine Weile, und endlich scherzte ich: ›Ich bin wirklich eifersüchtig, dass dieser abscheuliche gelbe Schurke da Ihr Herr gewesen ist! Ich werde seinen Altar zerstören und das hässliche Bild ins Feuer werfen.‹

Der Alte erschrak wider Erwarten. Er beschwor mich, das nicht zu tun, man könne nicht wissen, am Ende kehre der Gemalte doch noch einmal zurück. Auch Natascha hatte Angst, das Bild berühren zu lassen.

Übermütig, wie man aber manchmal im Kriege ist, packte ich das Ding und rief: ›Entweder, schönste Natascha, Sie tanzen auch einmal vor mir, wie vor diesem gelben Kerl, oder aber ich nehme den Burschen mit mir und schmeiße ihn in den Ofen!‹

Da aber fiel mir das Mädchen in den Arm und erklärte sich bereit zu tanzen. Sie verließ mit ihrem Vater das Zimmer und kehrte bald danach allein zurück, einen schwarzen Schleier umgeworfen, das Haar gelöst. Sie tanzte einen phantastischen Tanz, und

ich bewunderte ihre reizvolle Gestalt, die Grazie ihrer Bewegungen, den Glanz des rotblonden Haars, das ihr um den bloßen Nacken flog.

Wir waren allein, ich war verliebt. Und als sie unter Scherzen und Lachen einen Augenblick inne hielt und Atem schöpfte, sprang ich auf, umfing das schöne Mädels und küsste es. Sie sträubte sich nicht. Ihr Haar wellte sich weich und kühl über meine Hände. Ihre Brust presste sich an meine.

Plötzlich riss sie sich von meinen Lippen, umklammerte mich und wies mit einem Schrei gegen den Spiegel. Ich sah ihn. Im Glas dieses Spiegels erschien, umrahmt von der Tür des Nebensaals, ein Mann mit einem gelben, bartlosen Gesicht und auffallend schrägstehenden Augen. Er, der Gemalte, stand hinter uns. Ich erkannte ihn auf den ersten Blick.

Im Nu machte ich mich aus den Armen des Mädchens frei und griff nach meiner Pistole, die ich mit dem Mantel auf einen Tisch zur Seite gelegt hatte. Aber als ich mich mit der Waffe wieder umwendete und den Nebenraum durchsuchte, war der Kerl wie ein Nebelbild verschwunden, lautlos, ohne dass ich hätte sehen können, wohin er geflüchtet.

Natascha ließ sich auf einen Stuhl fallen. ›Er!‹ stieß sie hervor und vergrub das Gesicht schaudernd in die

Hände.

›Unsinn!‹ rief ich, nachdem ich mich vom ersten Schreck erholt, ›das war nichts als Einbildung, eine Vision meinetwegen. So schnell kann doch kein Mensch auftauchen und wieder verschwinden. Und Gespenster gibt's nicht. Wir haben uns einfach getäuscht.‹

Aber ich glaubte selbst nicht an meine Worte und mir war durch die Erscheinung die Freude an dem schönen Mädchen und seinem Tanze verdorben. Zärtlich strich ich der Zitternden über das gelöste Haar. Sie drückte sich an mich, ihr Herz flog, sie war nicht zu bewegen, das Nebenzimmer zu betreten. ›Nein, nein‹, rief sie, ›ich weiß, dort drinnen wartet er auf mich!‹

Zehnmal versicherte ich ihr, der Raum sei leer.

Das alles ärgerte mich. Sollte dieser verschollene Kerl wirklich noch immer wie ein Götze seine Macht über sie ausüben und etwa auch mich schrecken wollen. Ich sah auf Nataschas Scheitel. Dies rotblonde Haar hatte jener geliebt. Jetzt wollte ich es besitzen, ihm zum Trotz, und ich bat Natascha, mir als Erinnerung an unsere merkwürdige Bekanntschaft und an diese Stunde, ihr Haar zu schenken. Sie schüttelte den Kopf und raunte mir ängstlich zu:

›Mein Haar? Das gerade hatte er so geliebt.<

›Er? Immer er? Der Teufel hole ihn!<

Ich bestand auf meinem Willen und drohte, nie wieder zu kommen. Da nahm sie wirklich eine Schere, schnitt sich die blonde Fülle ab und gab sie mir unter Tränen.

Das rührte mich. Noch einmal küsste ich in Leidenschaft Nataschas Lippen, dann nahm ich sie mit einem Scherz in die Arme, sie barg ihr Haupt eng an meine Schulter, und so trug ich sie durch den halbdunklen Saal nebenan. Es war niemand in ihm.

Draußen übergab ich sie der Obhut ihres Vaters. Er hatte den Mann mit dem gelben Gesicht weder kommen noch gehen gesehen, und fuhr entsetzt auf, als ich sein Erscheinen berichtete. Natascha bat, ich möchte sie nicht vergessen und sie noch einmal aufsuchen. Nur zu gern versprach ich es. Aber als ich nach zwei Tagen, von Sehnsucht getrieben, wieder an der Tür des Händlers klingelte, lag sie krank im Fieber, und an dem Morgen, an dem wir aus Kowno ausrückten, wurde sie begraben. Ihr Haar brachte ich mit mir nach Deutschland, ein wehmütiges Andenken, das ich hier in jenen Kasten einschloss.

Zuweilen nehme ich es hervor, um seine weiche Fülle durch die Finger gleiten zu lassen und mich

dabei jenes Mädchens zu erinnern, dessen Kuss so süß gewesen war, und dessen plötzlichen, traurigen Tod ich nicht vergessen konnte.

Eines Morgens fand ich zu einem Schrecken den Kasten, den ich stets sorgfältig verschlossen hielt, leer. Ich fragte mein Mädchen; es wusste von nichts. Lange suchte ich, endlich entdeckte ich die blonden Locken dort drüben in der Ecke des Sofas. Wer hatte sie heimlich herausgenommen? Wer sie dorthin getan? Ich hob sie auf und legte sie zurück an ihren Platz.

Aber das Verschwinden des Haars wiederholt sich. Irgendjemand öffnet nachts lautlos den Kasten, entnimmt ihm das Haar Nataschas und behält es, manchmal durch Tage. Dann legt er es ebenso heimlich wieder her. Vielleicht sitzt dieser Unbekannte nachts auf dem Sofa dort, spielt mit dem Haar und lässt sich seine seidenen Wellen durch die Finger gleiten, wie ich es so gern tue.

Lieber Freund, du wirst mich für verrückt halten, aber es ist so. Glaube mir, ich habe das Haar versteckt, habe es schon in jene Kommode dort eingeschlossen. Alles vergeblich. Er weiß es selbst im Dunkeln zu finden. Wo kommt er her? Wie gelangt er ungesehen, ungehört ins Haus, in das Zimmer? Mehrmals nahm ich mir vor, nachts aufzustehen, mich hierher ins

Zimmer zu schleichen, mich mit der Waffe auf die Lauer zu legen und endlich das Rätsel zu lösen.

Immer ließ ich es bleiben, denn ich fürchte, ich weiß, ich würde das gelbe Gesicht jenes unheimlichen Menschen sehen, der einst das schöne Mädchen in seiner Gewalt hatte; ich würde es sehen über dieses Haar gebeugt, vielleicht hineingewühlt in diese Wellen. Nur er kann es sein, der nachts ihr Haar liebkost, nur er, von dem ich nicht weiß, ob er tot ist oder am Ende noch lebt; wie etwas Gespenstisches an dem schönen, seidigen Haar der Toten lebendig ist und mich unwiderstehlich anzieht, gleich ihm. Denn uns alle lockt das Geheimnis der Liebe, mögen wir ihm begegnen im Lächeln einer Frau, in ihren Augen oder auch nur im Duft ihres Haares.«
